

## Der böse Blick der Melancholie

Zu Ulrich Horstmanns Essay über die Schwermut

Von Georg Kohler

Melancholie, Trübsinn, Schwermut und Depression – es gibt viele Worte für das Namenlose, das uns, wenn wir Glück haben, zuweilen nur streift und andere trifft. Grundlos, wie es scheint, und es kommt uns der «entsetzliche Gedanke», dass es Menschen gibt, «die unglücklich sind, unheilbar, bloss weil sie sind» (Georg Büchner). Aber in das Entsetzen mischt sich stets heimliche Faszination. Die «Schwarze Dame», die «Heilige Melancholie» ist für alle – für die «Gesunden» und am meisten für die, die ihr verfallen sind – auch eine medusische Laura. Petrarca, der nicht nur in der Geschichte der Melancholie den Beginn neuzeitlicher Subjektivität bildet, diagnostiziert an sich selbst den Affekt des Hörigen: «(Dieser Zustand) lastet zuweilen so hartnäckig auf meiner Seele, dass sie ganze Tage und Nächte mich fesselt und foltert. Ach, das sind Stunden nicht des Lichtes und Lebens, sondern höllischer Finsternis und bittersten Todes! Und der Gipfel allen Jammers ist es, dass ich mit einer stillen Wollust mich an meinen Tränen und Schmerzen weide und nur ungern mich ihnen entreisse!»

Der Sog der Wehmut, dieser ziehende, zugleich magnetische Schmerz bodenloser Trauer, ist offenbar Resultat eines Teils oder einer Tendenz tief innen im Subjekt selbst, die die Schwermut «will», weil sie sich erfüllt in deren Gravitation zum leblos-anorganischen Sein. Freuds Erklärungs bemühen um die depressive Seelenlähmung verkennt nie den befremdlichen Lustaspekt, der mit ihr verbunden ist. Vor allem seine späte und spekulative Kategorie des «Todestriebes» – des jedem Leben innewohnenden Strebens nach Aufhebung aller Lebensspannung – lässt die abgründige Ambivalenz der Schwermut verstehen: als Ausdruck der Ursehnsucht nach dem Verschwinden im Nichts.

«Es wäre also auszudenken, dass uns die Melancholie nicht erst heimsucht, weil wir Vernunft besitzen und also um unsere Endlichkeit wissen, sondern schon deshalb, weil sie ein *Protointinkt* ist, ein primordialer Impuls... Dann aber wären auch unsere militärischen Paroxysmen und holokaustischen Probeläufe, je selbst jener letzte und totale Ausrottungsfeldzug gegen uns selbst und alle Kreatur keine unserem Größenwahn und Gattungsnarzissmus imputierbaren Verirrungen, sondern zutiefst natürliche Verhaltensweisen... – terminale Produkte jener melancholischen Evolution, die sich nach Jahrmilliarden vergeblicher Anstrengung erst in und über den Menschen aufzuheben, durchzustreichen und zum Verschwinden zu bringen vermag.»

Melancholie als das dunkle Bewusstsein des Individuums von einer entropischen Bewegung, die alles hochkomplex Lebendige jenem subjektlosen «kosmischen Hintergrundkichern» zutreibt, von dem Ilya Prigogine einmal erzählt hat – derartige Verknüpfung von Existenzgefühl und menschenflüchtiger Metaphysik gelingt auf hohem stilistischem Niveau derzeit vor allem einem deutschen Autor: Ulrich Horstmann, der sein Publikum vor zwei Jahren mit «Das Untier», einem neoapokalyptischen Traktat über

den tödlichen Sinn der Geschichte, auf irritierend spannende Weise geärgert hat. Das neue Buch, in dem er die angedeutete Theorie – oder vielleicht eher: Mythologie – der Schwermut entwirft (und der das obige Zitat entnommen ist) – Horstmanns «Versuch über ein angeschwärztes Gefühl» heisst «Der lange Schatten der Melancholie» und ist ein glänzender Essay.

Das bedeutet freilich nicht, dass man die Urteile, die er fällt, alle teilen müsste. Insbesondere sein Hoch-Mut gegenüber der Psychiatrie und ihren pharmakologischen Möglichkeiten wirkt allzu schöngeistig, wird er etwa mit der bleiernen Passion konfrontiert, die sich doch auch schon von aussen an den Opfern endogener Depression ablesen lässt.

Zum Essay gehört Bildung, der wachsame Umgang mit Tradition. Horstmann genügt dieser Forderung der Form, indem er als inspirierende Sammlung von Zitaten aus der europäischen Bibliothek der Melancholie arrangiert, was in Wahrheit eine eigene systematische Konzeption der *acedia*, der «Faulheit», ist (als welche im Mittelalter das schwarzgallige Gemüt beund verurteilt wurde). Über bekannte und unbekannte Texte, von Theognis von Megara, von Dante und Robert Burton zu Kierkegaard, von James Thomson zu Leopardi und Alfred J. Ziegler durch alle Epochen hindurch spinnst der Gedanke der Melancholie als des «Affekts, der das Denken begleitet, welches zu Ende denkt».

Im bösen Blick der schwermütigen Erfahrung zeigt sich eine Wahrheit über unser Dasein und seine Eitelkeit, der mit Argumenten so wenig beizukommen ist, wie die Existenz eines göttigen Gottes zu beweisen wäre. Der melancholische Trotz gegen die Tüchtigkeit der Optimisten und gegen die Hoffnungen vitaler Energie ist eine Herausforderung des gesunden Menschenverstandes, die grundsätzlicher nicht sein könnte. Deshalb vermag er ihr nur durch die schroffste und entschiedenste Distanzierung zu begegnen; gleich wie alles, was in seinem Namen und im Interesse des Lebens den Glauben an Rettung, an die Befreiung von Leiden und die Verbesserbarkeit der Welt ebenso benötigt, wie es ihn verteidigt – die Theologie, die Medizin, die Fortschrittsidee der Moderne.

Horstmann berichtet vom Arsenal der Waffen und der Strategien, die in diesen Kämpfen um die Menschenseele zum Zug kamen und kommen – und von den vergeblichen Siegen gegen ein Gefühl, das sich in jeder Niederlage nur erneuern kann; zur humanen Existenz gehörig wie das andere seiner selbst: die Sehnsucht nach Heil und Erlösung, nach dem Glücken der Geschichte. – Und Horstmanns Fazit? «Wer nicht an der Melancholie scheitert, der hat nicht über sie nachgedacht.» – Eine Einsicht, die an Nestroys unübertrefflichen Satz erinnert: «Ist nicht der Schmerz der tiefste, der grundlos ist? ...»

Ulrich Horstmann: Der lange Schatten der Melancholie. Versuch über ein angeschwärztes Gefühl. Verlag Die blaue Eule, Essen 1985.